

Hasenbüchten, revolutionär

Einfälslos und korrupt?
Nachrichten aus Venezuela.

Von Gerhard Drekonja-Kornat

Ausgerechnet US-Präsident Donald Trump hat mit seinen rüdlas die Position von Nicolás Maduro gerettet. Maduro, dem unbefohlene Nachfolger des charismatischen Hugo Chávez, stand bereits auf wackeligen Beinen, weil neben allen wirtschaftlichen, finanziellen und sozialen Katastrophen ein „chavismo crítico“ zumindes seine Entmachtung, wenn nicht einen freiwilligen Rücktritt in die Diskussion einbrachte. Also genau das, was die bürgerliche Opposition weder mit Straßenschlachten noch mit internationalen Verurteilungen – denen sich nach langem Zögern mittels eines Aufrufs in der „New York Times“ auch der Dirigentenmagier Gustavo Dudamel angeschlossen hatte – erreichen konnte. Aber die Drohung aus Washington, wenn notwendig, neben allen Sanktionen auch „eine militärische Option“ einzubringen, zementierte den Sockel, auf dem Maduro steht.

Zwar überträgt ihn inzwischen, fortmaler, eine im Sommer eigens gewählte „Verfassungsversammlung“, deren sämtliche 545 Teilhaber, teils direkt, teils ständastisch gewählt, aber nur ausgesuchte Parteigenossen sind; weswegen Nicolás Maduro erneut seine Muskeln spielen lassen kann, erst recht seit dem 15. Oktober, weil die bürgerliche Opposition, insbesondere die Einheitspartei PSUV (Partido Socialista Unido de Venezuela) über neben vielen Verwundeten auch fast 120 Tote – verursacht vom Lumpenproletariat auf beiden Seiten – zu beklagen waren, herrscht momentan eine geradezu erfrischende Atempause.

All diese Entwicklungen haben vor allem Caracas beruhigt. Nach den bösartigen Straßenschlachten im Frühjahr und Sommer dieses Jahres, bei denen neben vielen Verwundeten auch fast 120 Tote – verursacht vom Lumpenproletariat auf beiden Seiten – zu beklagen waren, herrscht momentan eine geradezu erfrischende Atempause.

„Bonapartistisches Projekt“ Im – schwer auszumachenden – „chavismo crítico“ sondieren Intellektuelle, Offiziere und unorthodoxe Mitglieder der chavistischen Einheitspartei PSUV (Partido Socialista Unido de Venezuela) über die Möglichkeit, die emanzipatorischen Elemente des ursprünglichen Chavismo jenseits der oligarchischen Zirkel um Präsident Maduro zu retten. Eventuell in Zusammenarbeit mit kompromissbereiten Elementen aus der MUD-Koalition (aus der jüngst eine sozialdemokratische Fraktion, früher Acción Democrática, sich zu lösen begann).

Eine wichtige Stimme aus dem „chavismo crítico“ ist die von Atilio Borón, eigentlich argentinischer Herkunft, der mit anderen den alternativen TV-Sender TeleSUR aufgebaut hat, über den, da internationale Debatte miterfolgt werden können. Boróns harter Satz: „In Caracas mutierte der Chavismo unter Maduro zu einem bonapartistischen Projekt mit caesaristischer Führung, einklasslos, ineffizient, korrupt.“ Das meinte un längst auch der britische „Economist“ mittels einer schmunzelnden Kolumnen über den „Plan Conejo“. Im Rahmen dieses „Hasen-Projekts“ begann die Regierung an arme Familien Hasenjunge zu verteilen mit der Aufforderung, diese mit Küchenabfällen aufzufüttern und dann rasch Junge werfen zu lassen und somit eine nicht endende Ernährungsquelle aufzurichten. Womit die Planbürokratie nicht gerechnet hatte: Alle Kinder gewannen die Junghasen sofort lieb und ließen kein Schlachten zu.

Und was tut Europa? Bisher leider nur die Mímikry der harten Position aus Washington. Der vom EU-Parlament kürzlich der bürgerlichen Opposition in Venezuela zugesprochene Sacharow-Preis für Meinungsfreiheit und Menschenrechte übersieht, dass es im „chavismo crítico“ durchaus Verfechter eines Ausgleichs mit Fraktionen aus der bürgerlichen Opposition – immer unter Bewahrung der Esenz des revolutionären Chavismo – gibt. Bitte Brüssel: auch mit ihnen reden!

Wie pflegt man einen Klassiker?
Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,
die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Arthur Schnitzler hat es gewusst. Er notierte 1916 in sein Tagebuch: „Manches von dem Unvollendeten, ja dem Misslungenen wird denen, die sich in 50 oder 100 Jahren für mich noch interessieren, gerade so interessant oder interessanter sein als das Gelungene, das Fertiggemachte.“ Heute, 100 Jahre später, hat sich die selbstbewusste Propheteiung erfüllt, jedenfalls was die germanistische Zunft betrifft. Demnächst erscheint mit „Blumen“ der zehnte Band der unter der Ägide von Konstanze Fiedl herausgegebenen historisch-kritischen Edition. Die sogenannte Wiener Ausgabe, die seit 2010 im Rahmen eines Projekts des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) realisiert wird, ist aber nicht die einzige. Nachdem es erstaunlich lange überhaupt keine wissenschaftliche Edition des Klassikers der Modernen gegeben hatte, starteten in den vergangenen Jahren gleich drei, an drei verschiedenen Orten: in Wien, Wuppertal und Cambridge.

Dabei einigten sich die drei Forschergruppen zwar nicht auf eine gemeinsame Praxis, aber immerhin auf eine Aufteilung des Schnitzler'schen Œuvres: Wien ist zuständig für das Frühwerk (1886–1904), Cambridge für die mittlere Schaffensperiode (1905–1913) und Wuppertal für das Spätwerk (1914–1931). Das Jahr 1904 bildet insfern eine Zäsur, als Schnitzler da vom eigenhändigen Schreiben zum Diktieren überging. Die Nachklasssituation war der Aufarbeitung nicht förderlich: Nachdem die rund 40 000 Blatt nach dem „Anschluss“ mithilfe der britischen Botschaft nach Cambridge in Sicherheit gebracht worden waren, ging der private Teil an Schnitzlers Sohn Heinrich und mit ihm zurück nach Wien, nach dessen Tod nach Marbach, ins Deutsche Literaturarchiv.

Wie pflegt man einen Klassiker? Wie macht man die Ergebnisse der Forschung möglichst fruchtbar für die allgemeine Leserschaft, die jene Masse der Steuerzahler vertritt, die ein solches Unternehmen letztlich finanziert? Diese Fragen gewinnen in einer Phase des Umbruchs in unserer Buchkultur naturgemäß essenzielle Bedeutung für editorische Großprojekte. Die Wiener Schnitzler-Ausgabe entspricht bis dato dem Modell der klassischen Buchedition: großformatige Bände, die neben einer knappen, aber profunden Einleitung jeweils auf der linken Seite die Manuskripte als Faksimiles in Originalgröße enthalten, auf der rechten eine ausgeklügelte Transkription, im Anschluss daran in der Regel den Ersdruck des Textes mit einem Apparat aller Varianten sowie einem Stellenkommentar und allfälligen Dokumenten.

Die unter dem gemeinsamen Label „Schnitzler digital“ firmierenden deutsch-britischen Konkurrenzunternehmungen setzen hingegen auf eine rein digitale Edition,

wobei das in erster Linie an der Bergischen Universität Wuppertal angesiedelte deutsche Team bei einer Fördersumme von mehr als fünf Millionen Euro aus dem Volle schöpfen kann. Dass das Wiener Projekt im deutschen Förderantrag als „Arbeitsstelle Wien“ genannt wurde, ohne dass dessen Leiterin davon informiert worden wäre, trug nicht zur kollegialen Harmonie bei.

Förderungsbedingung Online-Zugang

Da der FWF, dem internationalen Trend folgend, den Online-Zugang zur Bedingung für weitere Förderung macht, werden die Wiener Bände ab „Blumen“ als „Hybrid“-Publikation erscheinen, also sowohl in Buchform als auch online, und zwar vernetzt mit dem Editionsprojekt in Cambridge. Das hat den Vorteil, dass dem Leser für Suche und Benutzung zusätzliche Werkzeuge geboten werden, etwa auch grafische Möglichkeiten bei der Darstellung textgenetischer Vorgänge: Man kann vorführen, wie ein Satz sich über Monate oder Jahre verändert. Andererseits versteckt der Fetisch des „open access“ den Blick auf so manches Problem, nicht zuletzt das der Haltbarkeit: Was geschieht mit der Online-Edition nach dem Auslaufen der Projekte und dem Versiegen der Förderquellen?

So macht die Forschungsförderung ungern Forschungspolitik, und die Bibliotheken, die bisher „open access“ durch die landesweite Versorgung mit genügend Exemplaren gewährleistet haben, begnügen sich mit billigen PDFs und arbeiten mit an der Abschaffung des Buches: Die Wiener Schnitzler-Ausgabe wird nur noch von der germanistischen Institutsbibliothek angekauft und nicht mehr von der Universitätsbibliothek.

Nach den prominenten Frühwerken

„Lieutenant Gustl“, „Anatol“ und „Liebelei“ sowie den Novellen „Sterben“ und „Frau

Begehren und Agonie

Von Daniela Strigl

Bertha Garland“ folgen jetzt jene fünf Erzählungen, die, unter dem Titel „Die Frau des Weisen“ als „Novellen“ versammelt, 1898 bei S. Fischer erschienen: neben der Triegelschichte „Die Toten schweigen“ (1897), „Ein Abschied“ (1896), „Der Ehrentag“ (1897) und „Blumen“ (1894).

Man könnte sagen: eine weiche Blütenlese der Dekadenz. Begehrten und Untreue sind die beherrschenden Themen, Liebgier und Todesangst, Scham und Versagen. Ganz im Sinne des Schnitzler'schen Aphorismus: „Wer einmal völlig begriffen hat, dass er sterblich ist, für den hat eigentlich die Agonie schon begonnen.“ Mit Ausnahme von der „Frau des Weisen“ (1897) haben alle Erzählungen einen tragischen Ausgang oder eine tragische Ausgangslage, der Tod triumphiert über die Liebe.

In der Erzählung „Ein Abschied“ spielt Schnitzler, vier Jahre vor „Lieutenant Gustl“, passagenweise bereits mit dem Mittel des inneren Monologs, noch um einiges subtiler eine Situation durch, die dem Liebhaber beinahe jede Möglichkeit zum Handeln nimmt, bis er schließlich auch auf die letzte verzichtet: Tagelang wartet Albert vergeblich auf seine verheiratete Geliebte, er wagt es zunächst nicht, Nachforschungen über ihren Verbleib anzusteuern, dann bringt er eine Situation durch, die dem Liebhaber hat, das Haus der Kranken zu betreten, feilt man ihm mit, dass sie soeben gestorben sei. Ihrem Gatten gibt Albert sich am Totenbett nicht zu erkennen und kann sich des Gefühls nicht erwehren, die Tote missbillige sein „Inkognito“. In der handschriftlichen Fassung findet sich gar eine Schlussvariante, die Albert verreisen und im Bahncoupé befiehlt, was Schnitzler an Hofmannsthal schrieb: „Meine große Sehnsucht: die sehr einfache Geschichte, die in sich selbst ganz fertig ist. Eine Flasche, die man ausgießt, ohne dass es nachträglich darf und ohne dass was zurückbleibt.“

Die Feigheit vor dem Feind, als der der Tod auftritt, erweist sich in diesen Novellen – vorgeprägt in „Sterben“ (1894) – stets auch als Feigheit vor dem geliebten Menschen, dessen Verleugnung dem überlebenden Teil die rückhallose Rückkehr ins Leben er-

leichtert. Mit wenig ermutigendem Resultat untersucht Schnitzler die behauptete Ewigkeit der Liebe und die Flüchtigkeit des Begehrns, das in der „Frau des Weisen“ auf intrikate Weise an die Berechenbarkeit des Rivalen gekoppelt ist: Der Tagebuch schreibende Erzähler, ein junger Mann und frischgebackener Doktor, begegnet in einem Seebad einer ihm von früher bekannten Dame mit Kind, die ihn zunächst nicht unbedingt zur Erneuerung ihrer Bekanntheit ermuntert: „Sie haben aber noch immer Ihr Kindergesicht“, sagt sie. „Ihr Schnurrbart sieht aus, als wenn er aufgeklebt wäre.“

Sieben Jahre zuvor, das erfahren wir sukzessive, hat der Erzähler als Gymnasiast im Hause ihres Mannes, seines Professors, gewohnt. Beim Abschied kan es zu einer Liebesszene, deren Zeuge der Ehemann wurde. Erst jetzt entdeckt der Erzähler, dass die Gattin davon damals nichts bemerkte und dass der Professor sie nie zur Rede gestellt hat. Das Wissen um die Großmutter und eben: Weisheit des Gatten, aber auch um die Ahnungslosigkeit der Frau löst bei ihrem Verehrer umgehend jedes Begehrn. Anstelle einer Eroberung – die Kapitulation der Angebeteten scheint bereits beschlossene Sache – folgt sein endgültiger Rückzug, er reiste heimlich ab. Dass ihm der Ton dieser Novelle stellenweise recht pathetisch geraffen ist, hat der Autor selbst bemerkt.

In diesen frühen Erzählungen Schnitzlers fällt eine enge Verknüpfung von Psychologie und Topografie, von innerer und äußerer – wetterbedingter – Dramatik auf.

Nicht minder eingehend widmet der Erzähler sich andererseits allen möglichen Zu-

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener Schnitzler-Ausgabe.

Von Daniela Strigl

Wie pflegt man einen Klassiker?

Wie macht man die Ergebnisse
der Forschung möglichst
fruchtbar für die Allgemeinheit,

die ein solches Unternehmen
letztlich finanziert? Anmerkungen
zur Wiener